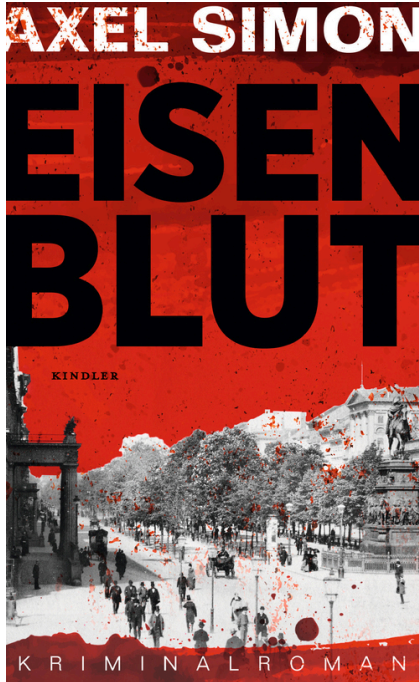


Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-463-00012-1

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Axel Simon wuchs im Ruhrgebiet auf. Er hat zeitgenössische Opern inszeniert und arbeitete danach lange als Creative Director in großen Werbeagenturen. Jetzt schickt er ein ungewöhnliches Ermittler-Duo auf Spurensuche: Bisher liegen mit «Eisenblut» und «Goldtod» zwei Fälle für Gabriel Landow und seinen Kompagnon im Berlin des ausgehenden 19. Jahrhunderts vor. Simon lebt heute in Hamburg.

«Drastisch malt «Eisenblut» den unrühmlichen Anfang des deutschen Elends aus - und macht Heidenspaß.»
Berliner Zeitung

«Ein praller Roman aus einer unruhigen Zeit.» *Badische Zeitung*

Axel Simon

Eisenblut

Kriminalroman

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag, Hamburg, April 2021

Copyright © 2020 by Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg

Karte Copyright © Peter Palm, Berlin

Die Zitate aus «Grimms Märchen» folgen
der vollständigen Ausgabe von 1812/15.

Die auf Seite 397 zitierte Passage aus James Fenimore
Coopers «Der letzte Mohikaner» wird in der deutschen
Übersetzung von Johann Friedrich Tafel von 1841 wiedergegeben.

Arthur Rimbaud, «Une Saison en Enfer» (u. a. Seite
286), deutsch frei nach den Übersetzungen von
Werner Dürrson (Reclam) und Thomas Eichhorn (dtv)

Covergestaltung ZERO Werbeagentur, München
Coverabbildung Shutterstock, DEA/FOTOTECA INASA/Getty Images

Satz aus der Minion Pro

bei Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

Druck und Bindung CPI books GmbH, Leck, Germany

ISBN 978-3-499-00232-8

Die Rowohlt Verlage haben sich zu einer nachhaltigen
Buchproduktion verpflichtet. Gemeinsam mit unseren Partnern
und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale
Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten
zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

www.klimaneutralerverlag.de



Erster Abschnitt

Der vorletzte Mohikaner

«Das Geheimnis der Spekulation: Kaufe, wenn das Blut
in den Straßen fließt.»

Nathan Mayer Freiherr von Rothschild

1

Mittwoch, 2. Mai 88. Noch 44
Tage bis zum Tod des Kaisers.

Der schmale Mann ist sichtlich ungehalten. Der Wind auf dem offenen Hof pfeift ihm eisig zwischen den Hosenbeinen herum. Mit der freien Hand versucht er, seinen Mantel vor der Brust zuzuhalten. Er hasst dieses Reisen. Obwohl er auf der Fahrt hierher meist geschlafen hat, fühlt er sich wie zerschlagen. Dazu noch diese vorübergehende Einhändigkeit. Er flucht.

Der schmale Mann sieht vom schläfrigen Hellgrau des Himmels auf das stumpfe Graubraun des gepflügten Ackers herab. Weiter hinten, kurz vor einem schwarzen Wäldchen, entdeckt er Schafe. Oder Ziegen. Eine Ansammlung von Tieren jedenfalls. Er hasst das Landleben. Der winzige, beigebraune Fellklumpen gerät jetzt in Bewegung, ganz so, als hätten die Tiere seinen abschätzigen Blick bemerkt. Er lächelt. Der Fellklumpen teilt sich nun jäh in zwei Hälften. Wie dieses Rote Meer, denkt er, reißt sich zum x-ten Mal den Mantel zu und setzt seinen Weg über den Hof fort. Das panische Davonstieben der Schafe hinten am Wäldchen bekommt er gar nicht mit.

Der Abort ist neu, hat der Wirt gesagt. Und tatsächlich: Der landesübliche Geruch mischt sich hier mit dem Duft erst kürzlich gehobelter Fichtenbretter. Beide Kabinen sind frei. Slevogt, so heißt der dünne Reisende, seine Frau nennt ihn Vovo, verriegelt die Tür hinter sich und rafft mit seiner freien rechten Hand seine Kleider so zurecht, dass er seinen Hintern freibekommt und ihn auf die kühle Holzbrüstung niederlassen kann. Während Slevogt lustlos presst, liegt seine Linke, an eine flache Ledermappe gefesselt, auf seinen spitzen Knien. Der Wind

pfeift unter der frischgehobelten Tür hindurch. Der neue Wagen wird in dreißig Minuten startklar sein. Er hört schon die Hufe und das Schnauben der Tiere auf dem Hof. Wenn das Wetter hält, überqueren sie in zwei Stunden schon die Grenze. Er würde versuchen, den nächsten Pferdewechsel zu verschlafen, übermorgen kann er in der Hauptstadt sein. Sein Pressen hat Erfolg. Er wird sich nach hier getaner Arbeit draußen noch ein wenig die steifgewordenen Beine vertreten, dann einen Teller der im Fahrpreis enthaltenen Suppe zu sich nehmen, auf eigene Rechnung noch einen halben Liter Wein genehmigen und dann –

«Besetzt!», bellt Slevogt. Und: «Nebenan ist noch frei.»

Trotzdem wird weiter an der Tür direkt vor ihm gepappelt.

«Bese-»

Etwas Dünnes, Metallisches schlüpft durch den Türspalt unter den Riegel und hebt diesen mühelos hoch.

«Was sol-»

Abrupt wird die Tür vor ihm aufgerissen. Vor die jähe Helligkeit der Öffnung schiebt sich eine Gestalt und verharret dort regungslos. Slevogt kann im Gegenlicht nicht viel mehr erkennen. Aber: Das ist kein Irrtum, merkt er. Das ist ein Überfall. Er lässt die Zeitung, mit der er sich den Hintern abgewischt hat, knurrend hinter sich in die Grube fallen. Der Wind säuselt ihm die Schenkel hoch. Slevogt fröstelt. Erst jetzt bemerkt er die kurze, bleifarbene Waffe in der Hand direkt vor sich. Murmelnd zerrt Slevogt die kleinen Geldscheine hervor, die er für solche Fälle in einer Innentasche verwahrt. Er reist nicht zum ersten Mal. Er wird nicht zum ersten Mal überfallen. Aber zum ersten Mal auf dem Klo. Er hasst dieses Reisen.

Slevogts stille Wut verfliegt, als die Gestalt in der Tür angesichts der hingehaltenen Scheine den verummumten Kopf schüttelt. Seine Wut verflüchtigt sich genau wie der beißende Geruch in der kleinen Kammer. Sie weicht einer ungewissen Furcht. Er hat zwar schon öfter Pistolensäufe direkt vor sich gesehen, schließlich war er im Krieg. Aber dass jemand sein Geld nicht will, ist ihm noch nie untergekommen. Das macht ihm Sorgen. Der kurze Lauf zeigt jetzt ruhig auf Slevogts Linke, die noch immer, wie festgewachsen, die dünne Ledermappe auf seine Knie presst. Es friert ihn schneidend an den Eiern.

Slevogt schiebt die linke Hand weiter aus dem Ärmel seines hellen Reisemantels heraus. Die Ledermappe mit den doppelten Metallverschlüssen und dem wachsversiegelten Band ist an seinem Handgelenk festgekettet. Wie zur Bestätigung klirrt das Metall der Kette leise. Slevogt setzt ein schiefes Lächeln auf, so, als bedauere er diesen Umstand ganz außerordentlich.

Sein Gegenüber in der Tür hat sich noch kein einziges Mal danach umgeschaut, ob nicht etwa die Leute von der Pferdestation, der Wirt oder ein Reisender, den Überfall bemerkt haben könnten, wird Slevogt klar. Es ist diese verdammte Ruhe, die ihm Angst macht.

Der Räuber hält jetzt die freie Hand auf wie ein Bettler. Feines Handschuhleder, akkurat genäht, schmale Finger. Sehr schmale Finger für einen Mann. Slevogt versteht. Der will den Schlüssel.

«Ich habe keinen Schlüssel», sagt er und kann nicht anders, als hinzuzufügen: «Wäre ja auch witzlos, wenn ich den Schlüssel dazu hätte.»

Er rechnet damit, dass der Straßenräuber ihn dafür schlägt. Der jedoch steckt ruhig die Pistole in den Gürtel und holt jetzt wie ein Varieté-Zauberer etwas anderes unter dem Reitumhang hervor. Es ist eine kleine Eisensäge.

«Das ist sinnlos», knurrt Slevogt. «Der Stahl ist gehärtet. Krupp. Deutsche Wertarbeit.»

Davon unbeeindruckt greift der Vermummte blitzschnell nach seinem Handgelenk. Slevogt versteht. Es ist nicht die Kette, die hier zersägt werden soll. Wie gelähmt betrachtet er die Stiefelspitze des Angreifers. Die hebt sich ganz langsam, als suche sie noch nach einem geeigneten Steigbügel, bevor sie sich jäh auf Slevogts Schoß senkt. Obwohl schmerzhaft auf den Sitz gepresst, wundert sich Slevogt über die geringe Größe des Reitsiefels auf seiner nackten Mitte.

«Wissen Sie eigentlich, wer ich bin?», zischt er hilflos.

Der Räuber sieht ihn ruhig an und nickt. «Ja, Sie sind meine Nummer vier.»

«Ich werde schreien», kündigt Slevogt trotzig an.

«Das würde ich an Ihrer Stelle auch», kommt es unter dem Schal hervor, der Nase und Mund des Räubers verhüllt. Die Augen darüber kann Slevogt nur für einen Moment erkennen. Sie machen ihm Angst. Die Stimme klingt erstaunlich hell, denkt er noch. Er wird hier doch nicht allen Ernstes von einer Frau ...!? Dann beginnt die Säge, sein Fleisch zu zerreißen, und der Schmerz trifft ihn wie ein Hammerschlag.

Zur selben Zeit etwa, hundert Preußische Meilen weiter östlich. Aus dem schiefgelegenen Bett heraus kommen derart unheimliche Geräusche, als werde hier gerade gestorben. Die Stille danach beunruhigt fast noch mehr. Doch jetzt kommt wieder Bewegung in das längst nicht mehr saubere, an zwei großen Stellen geflickte Deckbett von nur noch undefinierbarer Farbe. Schließlich wird es zur Seite geworfen, gibt neben einem Schwall muf-

figen Geruchs den Blick auf den nackten Körper eines nicht mehr ganz jungen Mannes frei. Dunkelhaarig, fleischig, groß in Höhe und Breite. Er schmatzt mehrmals und wuchtet dann seinen schweren Leib von der Matratze hoch. Wie ein nasser Hund schüttelt er den Kopf und öffnet das kleine Fenster seiner Schlaf- und Wohnkammer, lässt frische Luft herein. Frische vielleicht nicht, aber *andere* Luft. Britzer Wohnküchenduft, Friedrichshainer Außenklos und andere schon reichlich gebrauchte Reichshauptstadtluft, die sich bereitwillig mit der von drinnen verbrüdet. Draußen fliegen Amseln auf.

Der große, feste Mensch betrachtet sein vom Schlaf zerfaltetes Gesicht in einem kaum handtellergroßen Spiegel an der Wand. Er sieht mitgenommen aus, abgenutzt, älter als seine achtunddreißig Jahre. Wie dreiundvierzig etwa. Er heißt Gabriel Landow. Freunde nennen ihn abwechselnd *Gabi* oder *Arschloch*. Selbst im gleißenden Licht der offenen Dachluke erinnert sein Spiegelbild weder an einen Erzengel noch an die Unbefleckte Empfängnis. Unter den Alberts, Heinrichs und Wilhelms seiner Heimat als Gabriel zu überleben, war nicht immer einfach, wurde allerdings dadurch erleichtert, dass sein älterer Bruder Perikles heißt. Pe-ri-kles. Ein griechischer Staatsmann mit visionärer Kraft und beeindruckender Goldmaske. Was allerdings sämtliche Alberts, Heinriche und Wilhelms nicht daran hinderte, die beiden Landow-Brüder meist *Penikles* und *Gabriele* zu rufen.

Landow entfernt etwas Braunes, Krustiges, das über seinem Auge klebt. Bloß Straßendreck von gestern Nacht wahrscheinlich, denkt er und schnuppert gewissenhaft an seinen Fingern.

Er sieht an sich herab. Nein, fett wird er nicht. Er ist es schon. Fast zärtlich streicht er über die beiden rosaroten Narben an seiner linken Brust. Bajonett und Streifschuss. Jugendsünden. Während er in die einzigen Klei-

der schlüpft, die in dem winzigen Raum herumliegen, lauscht er auf die vertrauten Geräusche, die von unten aus der Pension zu ihm hochdringen. Er ist der einzige Dauergast des Hauses, Kriegskamerad und Lebensretter des Pensionswirts, zumindest behauptet der das nach dem vierten oder fünften Schnaps immer hartnäckig und mit Tränen in den Augen. War wohl so. Lange her. Nach zwei Händen Wasser im Gesicht, mit seinem mittig gescheitelten, halblangen Haar und in seinem verknickten, aber einheitlich dunklen Anzug sieht Landow immerhin aus wie ein kleiner Assessor, mindestens wie ein Grabredner. Er schließt die Luke wieder. Diesmal fliegen die Amseln nicht mehr auf. Er sieht übers Dach die schmale, lichtarme Straße hinab, räuspert sich und verlässt den Raum.

Nur der alte Mann auf dem Foto sieht ihm nach. Die Fotografie, mit schartigen Schnitten aus einer Zeitung herausgelöst und danach mit einem Reißnagel neben dem Rasierspiegel vor dem Vergessen bewahrt, zeigt einen mürrischen alten Mann mit faltigem Gesicht, der das Haar in etwa genauso, schulterlang und schwer, trägt wie Landow. Der Alte hockt auf einem Knie und hält dabei eine Winchester in Händen. Die Bildunterschrift lautet: «Der letzte Häuptling endlich in Gefangenschaft: Die Rothaut Geronimo hat endgültig kapituliert.»

Das Foto ist erst im letzten Jahr und damit ein Jahr nach der Kapitulation des Häuptlings aufgenommen worden, irgendwo in einem Fotoatelier in Dallas oder Fort Worth, vor einer Landschaft aus Pappmaché. Landow weiß das.

Drei verwinkelte Etagen tiefer, in der Küche der Pension, trifft Gabriel Landow auf Koester, der kleine Geldscheine mit der Innenseite der Hand zu glätten versucht.

«Gabi, alter Zigeuner, auch schon auf? Lass dir mal die Fransen schneiden.»

«Kaffee da?»

«For paying guests only.»

«And for old friends? Oder Kriegskameraden? Was heißt Kriegskamerad?»

«Krieg heißt *war*, das müsstest du wissen, Gabi, das hatten wir schon gelernt.»

«Stimmt, Krieg hatten wir schon.»

Damit nimmt Landow den Topf vom Herd und schenkt sich Dampfendes in einen Kumpen ein, der auf dem Tisch steht. Genau genommen ist er zahlender Gast. Er zahlt Koester acht Mark für den monatlichen Wechsel der Bettwäsche und dafür, dass die alte Köster, die behauptet, Koesters Mutter zu sein, was Koester aber leugnet - es handele sich um eine bloße Namensgleichheit -, einmal pro Woche ihren Putzfeudel zu ihm hochträgt. Den Rest einer nie näher definierten Miete gleicht er damit aus, Koesters zweites geschäftliches Standbein, Luise und Clara, vormittags von den Einnahmen der Nacht zu befreien und bei Bedarf vor unhöflichen oder allzu unsaubereren Freiern zu beschützen. Und damit, dass er manchmal samstags auf die Pension aufpasst. Dann nämlich, wenn Koester und der Feinbäcker Franz im Nacktbad sind, um die Sonne zu genießen und sich der Vorstellung hinzugeben, das, was sie tun, sei vollkommen natürlich. Der Feinbäcker Franz, ein stattlicher Mensch mit melancholischen Augen und breiten Schultern, ist Koesters große Liebe.

«Ein Athlet und Gentleman», schwärmt Koester oft halblaut und cremt sich dabei dankbar die wunden Stellen ein. Die beiden sind seit knapp zwei Jahren ein Paar, aber er, Koester, fühle sich beim Feinen Franz immer wieder wie frischver- liebt.

Aus dem Schatten vor dem Sofa in der winzigen Küche schiebt sich etwas Plumpes ins Licht der Welt: ein dicker, dunkler Hund auf sehr kurzen Beinen. Landow tunkt trockenes Brot in den dünnen Kaffee und wirft dem Tier davon ein Stück zu. Das Stück nasses Brot fliegt über den Kopf des Tiers und landet mit einem hellen Klatsch auf den Dielen.

«Och, Gabi, weißte, muss das sein, Köstern hat erst gestern dort gewischt.»

Koester steckt ein paar der geplätteten Geldscheine ein, den Rest stapelt er in eine stählerne Kassette, die er in die Speisekammer nach nebenan trägt. Dort verräumt er sie geräuschvoll. Der dicke Hund schlabbert das nasse Brot vom Boden auf.

«*Wartime comrade.*»

«Watt?»

«Kriegskamerad heißt *wartime comrade*. Steht hier jedenfalls», kaut Landow, als Koester aus seinem Geldversteck zurückkommt, und steckt das kleine Wörterbuch in die Jacke zurück.

«*Wartime comrade*», Koester lässt das neue Wort nachklingen. «Klingt edel, trotzdem könntest du mal wieder Miete zahlen, Gabi. Franz hat nächsten Monat Geburtstag, und ich möchte ihm was wirklich Schönes schenken. Nicht bloß Sarotti Zartbitter. He is worth it.»

«Was riecht hier eigentlich so?»

«Na, was wohl. Was hier nach sehr alten Kartoffelschalen riecht, dürfte dieser *comrade* da sein, Gabi.»

Der angesprochene Hund blickt aus vorquellenden Augen zu den beiden Männern hoch.

«Der gute Cointreau, wer sonst. Apropos: Noch Cointreau da, my dearest *wartime comrade*?»

Zu den wenigen überreichlich vorhandenen Dingen in der Schlafpension Koester, versteckt, aber durchaus zentral gelegen im Bezirk Kreuzberg-Ost, Spindlerstra-

ße, Rückgebäude, zählt der erwähnte Orangenlikör. Der Grund hierfür ist, dass ein regelmäßiger Pensionsgast, der stille Handelsvertreter Bolt, eines Nachts spurlos verschwand, entgegen seiner sonstigen Art nicht wiederkam und Koester in einem Lagerhaus in Spandau mehrere hohe Stapel mit Kisten des erwähnten Likörs hinterließ. Etwa dreitausend Flaschen, um genau zu sein. So gelangte das Getränk ins hiesige Rückgebäude und seitdem regelmäßig in den Leib des Dachkammerbewohners. Kurz darauf lief den Herren in der Pension der kurzbeinige Hund zu und wurde kurzerhand auf den Namen des Likörs getauft: Cointreau. Er hört nicht drauf, aber insgesamt klingt dieses Arrangement vornehm, findet Koester. Deshalb darf das Tier auch manchmal im Bett schlafen, wenn Koester und der verehrte Feinbäcker nach dem hörbaren Ausüben körperlicher Liebe zur Ruhe gekommen sind. Die vielen Stufen hoch zu seinem eigentlichen Herrchen sind Cointreau nicht mehr zuzumuten.

Das Hubbertchen ist nicht schlau. Aber obwohl es erst fünf ist, weiß das Hubbertchen das selber auch schon. Deshalb hat es sich Sachen ausgedacht, wie es schlau wirken kann, ohne schlau zu sein. Um Dinge, die ihm aufgetragen werden, nicht zu vergessen, sagt er sie immer wieder laut vor sich hin. *Klo gehen Klo gehen Klo gehen* oder *schlafen schlafen schlafen*. Deshalb braucht das Hubbertchen länger als andere auf dem Gut. Selbst Opa Keyserling ist schneller, und der ist schon fast tot. Man hätte ihn besser ersäufen sollen wie einen Wurf Katzen, hat das Hubbertchen den Verwalter Mahlmann mal sagen hören. Und das Hubbertchen hat sich gedacht,

dass er da aber noch mal Glück gehabt hat. Jetzt jedenfalls läuft er so schnell es eben geht, quer durch den Hohlweg zum hinteren Feld rüber, auf dem die Leute der Landow'schen Güter dabei sind auszusäen. *Er ist tot sags Mahlmann er ist tot sags Mahlmann er ist tot sags Mahlmann.*

Das Hubbertchen ist so überstürzt aufgebrochen, dass es vergessen hat, die Holzlatschen anzuziehen. Die spitzen Steine bohren sich deshalb heimtückisch in seine nackten Füße, und er muss immerzu an die Nägel in den Füßen vom Herrgott am Kreuze denken, bis er endlich hinten beim Kreuzweg Mahlmann auf seinem Pferd sitzen sieht. *Sags Mahlmann sags Mahlmann sags Mahlmann.* Das Pferd vom Mahlmann mag das Hubbertchen sehr. Es ist sehr schön, fuchsrot, ein Trakehner mit vier schlanken, schneeweißen Füßen. *Ein Trakehner ein Trakehner ein Trakehner.* Die Leute auf den Feldern bemerken das rennende Hubbertchen, und ein paar winken ihm zu. *Zurückwinken zurückwinken zurückwinken.* Das Herz klopft so wild wie ein verspäteter Fuhrmann nachts an die Scheunentür, als das Hubbertchen, staubbedeckt wie ein bemehlter Bäckerjunge, sein Ziel erreicht.

«Na, Gnom, was willst du denn hier? Pass auf, dass wir dich nicht aus Versehen hier einpflanzen, und dann wird ein Bäumchen aus dir.»

Der schöne Trakehner, der dem Hubbertchen hier draußen noch größer vorkommt als auf dem Hof, schnaubt ungeduldig.

Einpflanzen einpflanzen einpflanzen.

Der Verwalter setzt sich im Sattel auf und schiebt sich, über den kleinen Idioten grinsend, den Hut in den Nacken.

Von dort oben sieht er auf das Hubbertchen hinunter und bellt, dass alle es hören: «Und wenn dann ein Bäum-

chen aus dir geworden ist, dann hacken wir dich ab. Verstehst du das, Gnom?»

«Er ist tot sags Mahlmann», schießt es da aus dem staubverklebten Mund des Jungen.

«Red keinen Unsinn, Trottel.»

«Er ist tot er ist tot.»

Mahlmann beugt sich tief zum Hubbertchen hinunter, packt ihn mit einer Hand und hebt den Jungen mühelos zu sich auf den Sattel.

«Dieselben grauen Augen wie der Alte», denkt Mahlmann. «Wenn's nicht der Balg vom Grafen wäre, hätt ich ihn schon längst bei der Waldarbeit erschlagen.»

Aber so: «Also, wer ist tot, Junge?»

«Er ist tot er ist tot.»

«Er? Graf Landow? Bist du sicher, Hundskrüppel?»

«Und wie.»

2

Samstag, 5. Mai. Noch 41
Tage bis zum Tod des Kaisers.

Ist das nicht genug? Das hier? Möwen streiten sich kreischend um ein Stück Stullenrinde, Enten schnattern irgendwo, der leichte Wind in den Bäumen. Reicht das nicht? Er stellt sie sich oft, diese Frage nach dem Glück. Und Koester, den nackten, fast noch weißen Winterhintern jetzt in die zaghafte Frühlingssonne wendend, fragt sich, ob er sie sich zu oft stellt. Ist er undankbar, dem Leben gegenüber ungerecht, wenn er zu viel fordert? Mehr will? Mindestens vier Mal war er schon tot gewesen, mausetot, so gut wie jedenfalls. Vier Mal hat er überlebt, zwei Mal war Gabi Landow unmittelbar daran beteiligt, als Lebensretter. August 70 bei Beaumont und im September 71 irgendwo bei diesem beschissenen Sedan.

«Apfel war aus, gab nur noch Kompott.»

Der Feine Franz kommt von der Waffelbude, balanciert elegant wie ein Oberkellner im Astoria zwei Waffelstücke mit einer Pfütze dunkelroten Schmorobstes darauf. Der Feine Franz setzt sich im Schneidersitz dicht zu Koester aufs Laken, zeigt ihm dabei, was er hat, aber das kennt der ohnehin gut, und sagt, Koesters Blick aufs Kompott beantwortend: «Pflaume.»

«Selber Pflaume», sagt der und nimmt eine Waffel. Es sind genau diese Momente, in denen Koester sich die Frage nach dem Glück stellt. Ist das schon Glück? Oder ist das bloß Zufriedenheit, und es ginge noch mehr, Glück eben? Aber was soll mehr gehen als der nackte Franz, muskulös wie ein Sportler, fein wie ein Kammerdiener und, wenn's drauf ankommt, grob wie ein Kesselflicker, eine Waffel mit Pflaumenkompott – obwohl er,

Koester, sich Apfelmus gewünscht hätte – und die milde Sonne des noch jungen Jahres auf der nackten Haut?

Sie gehen so oft hierher wie möglich, freilich immer bloß samstags, wenn Landow die Pension übernimmt. Samstags ist dort am wenigsten los, die Wochenendgäste sind schon angekommen und durchwandern, den Touristenführer in der Hand, die Museen und das Brandenburger Tor, die Messe- und Geschäftsleute sind längst wieder bei sich zu Hause in Zürich oder Mannheim. Samstags geht es, Mensch zu sein. Kompottmensch. Nacktmensch. Glücksmensch. Koester genießt diese Dreiviertelstunde Wanderung raus aus der Stadt, hierher in den Rehwinkel. Der Rehwinkel ist der Treffpunkt Gleichgesinnter, offiziell Heimat des Vereins *Aurora Sonnenfreunde Spandau*. Man trifft sich, entkleidet sich und liegt nackt auf Badelaken im Gras. Der Lärm der Stadt zieht, je nach Wind, sogar bis hierher, aber sonst ist hier Friede. Hier stört kein blöder Blick, kein giftiger Kommentar ihr Tun, hier sind sie unter sich, wie sie es in der Stadt nie sein können. Das Gelände gehört einem Vereinsfreund, ist dicht von Strauchwerk und alten Hecken umgeben. Weißdorn und Schlehen, der Franz weiß auch so etwas. Man genießt das Licht auf der Haut, betrachtet die sich müde rekelnden Körper ringsum, lauscht dem dumpfen, gleichförmigen Plopp der Tennisbälle auf den beiden neuen Sportplätzen hinter den hohen Hecken, isst Waffeln mit Kompott.

Koester leckt sich das restliche Schmorobst von den Fingern und betrachtet die langen Beine seines Franz, der, die Arme hinter dem Kopf verschränkt, in den Himmel sieht. Weshalb mehr wollen, fragt sich Koester dabei, mehr als das hier. Weshalb der Unfug mit Amerika. Gabriel mit seiner ständigen Vokabellernerei hat das dem Franz ins hübsche Ohr geblötet. Seitdem murmelt der Franz im heraufziehenden Dämmer Schlaf manchmal

was von *bakery* und *poppy-seed cake*, und der Koester neben ihm fragt sich dann, ob der Franz das alles hier, die Rehwiese und die Stadt und seine beiden Stellungen in der Feinbäckerei und als Türmann im Club und ihn, Koester, für dieses nebulöse Amerika aufgeben würde. Für Poppy und nichts und wieder nichts.

Koester wendet den Blick von ein paar strammen Ballspielern ab und legt sich wie der Franz auf den Rücken. Koester ist mittlerweile vornherum schon etwas weich und wellig geworden. Den Franz stört's nicht, sagt der Franz, und so, die Arme hinterm Kopf, spannt es sich ganz vorteilhaft. Koester schließt die Augen, lauscht den leisen Rufen der anderen Aurorasier, dem Piepen der Vögel, dem Wind. Koester bekommt eine ausufernde Gänsehaut, und er fragt sich, ob das bloß wegen des Windes ist oder wegen seines Gefühls, dass ihn bald irgendwas verändern wird. Ihn, den Franz, alles.

Er muss eingnickt sein. Das Erste, was er wahrnimmt, ist das monotone, vornehme Ploppen der Tennisbälle hinter den Hecken. Wie ein gedämpftes Metronom, das seine Gleichförmigkeit nur unterbricht, wenn einer dort drüben einen Punkt gemacht hat. Bolt, der verschwundene Gast mit dem Cointreau («Samuel Bolt - Liköre, auf die ich schwöre!»), hat ihm diesen neuen Sport einmal erklärt und die allgemeine Weltlage dazu.

«Herr Koester, das ist die moderne Zeit. Warten Sie mal ab, eines Tages wachen wir auf, und es gibt keinen Kaiser mehr.»

Genau in diesem Moment hört das Ploppen drüben auf. Als wenige Augenblicke später das schärfere Plopp des nächsten Aufschlags ausbleibt, öffnet Koester die Augen und blinzelt in den Himmel. Etwas neben ihm raschelt ganz leis, und ein filziger Tennisball rollt die Rehwiese entlang und hält direkt vor Koesters verblüff-

tem Gesicht. Der Ball hat eine schwungvolle Naht in der Stoffhülle, die Koester an Operationsnarben erinnert. *The Cyprus* steht in eleganter Schrift darauf. Damit von drüben keiner kommt, um den Ball zu holen - Bolt hat erwähnt, wie teuer diese kleinen Dinger sind - und den Frieden ihrer Rehwiese stört, steht Koester auf, wickelt sich vorsichtshalber ein Handtuch um den Winterhintern und trägt den Ball vorsorglich zurück. Der Franz schlummert wie ein griechischer Gott. Koester geht bis zur Hecke, hinter der noch immer kein neues Plopp zu hören ist. Koester will rufen, lässt es aber dann, denn nicht jeder versteht die große Naturnähe der Aurorasier. Er beschließt, den Ball einfach über das dichte Gebüsch zurückzuwerfen. Während er schon ausholt, glaubt er, auf den Tennisplätzen dahinter gedämpfte Gespräche zu hören. Eher ein hastiges Flüstern als die Wortfetzen, die der Wind sonst so durch die Schlehen zwirbelt. Koester sieht von hier aus bloß das Rot der Asche durch die Sträucher blitzen. Er wirft den Ball in weitem Bogen, sieht dem schnell kleiner werdenden *The Cyprus* nach, wie er über dem frischen Grün der Hecke verschwindet, hört drüben das sanfte Plopp seines Aufpralls, dann das leisere Plopp-plopp des Fortspringens. Sonst nichts.

Koester hat kein «Danke!» von dort erwartet, aber als die tuschelnden Stimmen vollends abreißen, als der Ball aufspringt und sich anschließend eilige Schritte entfernen, ist seine Neugier geweckt. Vielleicht spielen die nackt und wollen nicht, dass man sie dabei sieht? Behände schlüpft er zwischen zwei Büschen durch, etwas pikst dabei in seine Brust und reißt ihm das Handtuch fort. Schon steht er dicht vor dem brusthohen Staketenzaun, der die Grundstücke der Aurora-Wiese und des Tennisclubs zusätzlich trennt. Kleine Steine und Holzstückchen piken ihn in die nackten Sohlen. Das Rot des Platzes leuchtet sehr vornehm in der Frühjahrs-sonne.

Das Rot des Blutes, das aus dem Kopf des Mannes vor ihm rinnt, leuchtet dunkler, so wie das Kompott auf der Waffel. Der Mann liegt quer und irgendwie verrenkt vor dem gespannten Netz. Seine weiße Spielkleidung ist mit der Asche des Platzes beschmiert. Wie ein Frevel. Der Mann ist tot, das sieht Koester selbst von hier. Die dunkle Lache am Kopf ist groß und wird rasch größer. Man muss nicht in Beaumont oder Sedan gewesen sein, um zu wissen, was das heißt. Der Tennisschläger des Toten liegt etwas entfernt im Staub herum. Der Ball, den Koester geworfen hat, ist der Ordnung halber dicht daneben gerollt. Wieder spürt Koester diese allumfassende Gänsehaut von ihm Besitz ergreifen. Seltsam, dass der tote Sportsmann ein Buch in der Hand hält.

Es riecht hier wolkig nach Cologne, Tabak und Leder, und es bleibt auf geheimnisvolle Weise unklar, inwiefern diese Duftmelange von den Kunden, vom Salon oder von beidem ausgeht. Dorns Barbiersalon ist zuallererst eine Informationsbörse für Landow, aber was er an diesem Ort darüber hinaus besonders schätzt, das ist der reibungslose Ablauf hier. Das stetige Einseifen, Schärfen und Barbieren vollzieht sich mit der Präzision eines Uhrwerks. Keiner der fünf dunkelgrünen Stühle ist länger als zehn Sekunden unbesetzt. Jeder neue Kunde setzt sich in die gewärmte Mulde des Vorgängers. Der zuständige Barbier verbeugt sich kurz, legt dem neuen Bart eine warme Kompresse auf und beginnt dann, frischen Schaum zu schlagen. Dorn, ein rundlicher Zwerg mit vermeintlich viel zu kurzen Armen für dieses verantwortungsvolle Handwerk, lotst Landow mit einer winzigen Handbewegung in den mittleren Sessel der Reihe.

Von hier aus hat Landow das beste Gehör. Das zahnende Kind rechts außen interessiert ihn nicht, schon eher die neuen Lafetten für leichte Landgeschütze. Noch durch das warme Tuch, das man ihm über die Wangen gelegt hat, um den Bart zu weichen, schwärmt der Herr zu seiner Linken von deren Leichtgängigkeit. Der ungarische Barbier, der diesen Artillerie-Experten bedient und gerade geräuschvoll die Seife aufschlägt wie ein Zuckerbäcker den Schlagrahm, lenkt dann aber leider das Gespräch auf die Leichtgängigkeit einer Varieté-Tänzerin, von der die ganze Stadt schwärmt. Dorn, der Landow rasiert, spricht kein Wort. Auch Landow schweigt. Wer schweigt, hört besser. Das weiß auch Dorn. Nützliche Informationen aus erster Hand, dazu eine tadellose Rasur, das ist die Effizienz der neuen Zeit.

Hier lassen sich viele Ministerialbeamte der mittleren Ebenen rasieren. Die wirklich wichtigen bestellen sich den Barbier nach Haus und die wenigen ganz wichtigen sogar ins Amt. Bei Dorn sitzen bloß die in der Arschwärme des Vorgängers, die entweder noch hungrig sind oder schon unzufrieden. Die plaudern gern mal, lassen was raus durch den Seifenschaum. Obwohl die wirklich verwertbaren Inhalte für ihn als Ermittler spärlich sind, hält Landow an diesem Arrangement mit Dorn fest. Landow hat Dorn vor Urzeiten einmal einen Gefallen getan, der für Dorn wesentlich wichtiger war als für Landow schwierig. Seitdem schweigt der mittlere Sessel, wenn der wuchtige Herr aus der Spindlerstraße rasiert wird. Wahrscheinlich die Hälfte aller seiner Fälle des letzten Jahres hatte direkt oder indirekt mit mittleren Leuten der Ministerien zu tun. Diese Stadt besteht, könnte man meinen, nur aus Arbeitern, Militärs und Beamten. Arbeiter können sich Landows Dienste als verschwiegener Ermittler in prekären Angelegenheiten nicht leisten, während die Oberschicht solche Angelegenheiten auf ihre

Weise erledigt, diplomatisch, lautlos, spurlos. Aber die hier, diese aufstrebenden Beamten haben viel zu gewinnen und viel zu verlieren, wenn eine Unregelmäßigkeit – welcher Art auch immer – ruchbar wird. Landow findet für diese Leute Dinge heraus, vertuscht andere, je nach Auftragslage. Deshalb ist Dorns Barbiersalon von jeher eine bewährte Auftragsbörse.

Seit eine Großtante aus Kolberg vor zwei Jahren als Letzte der Familie ihren Kontakt und ihre gelegentlichen Zuwendungen zu ihm abgebrochen hat, sind die kleinen Honorare als Ermittler die einzigen, die er hat. Wesentlicher Quell seiner Aufträge ist die Unzufriedenheit. Die größere Wohnung, das größere Büro, die jüngere Freundin, die Kur in Baden-Baden, all das muss bezahlt werden. Und wer nur das magere Gehalt eines Beamten erhält, kann das nicht ohne Unregelmäßigkeiten und Risiken bewerkstelligen. Links außen redet einer in schlesischem Singsang vom Krieg. Von keinem vergangenen Krieg, von einem kommenden. Gegen den Russen, gegen den Franzosen. Gegen alle, wenn es sein muss. Krupps Kanonen haben vor Sedan schon gezeigt, was sie können, und seitdem hat sich viel entwickelt. Der Fortschritt ist nicht aufzuhalten, den Rest versteht Landow nicht, weil Seife den Mund des Herrn links außen kurz verschließt, bevor er weiterschwärmt. Vor ein paar Jahren erst hat ein Tommy einen Schussapparat erfunden, ein Maschinengewehr, das sechshundert Schuss abfeuert. In der Minute. Zehn Schuss pro Sekunde. Ohne nachzuladen. Tak tak tak tak tak tak tak tak tak. In einer einzigen Sekunde. Und in der nächsten noch mal. Der Linksaußen ist überzeugt, dass Krupp, Thyssen und Co. das noch mal übertreffen werden. Weit übertreffen, schreit der jetzt in den Salon hinaus, wohl auch, weil sein Barbier ihm gerade Mentholwasser in die rosigen Wangen klopft.

Ohne wirklich Brauchbares gehört zu haben, verlässt Landow Dorns Salon. An der Kasse überreicht er Dorn wie immer das Dreifache des üblichen Rasurhonorars und erhält dafür wie immer eine gefaltete Quittung. Er verlässt den Salon durch die von Dorns Lehrjungen aufgehaltene Tür, geht die samstäglich geschäftige Straße hinunter und liest im Gehen das, was Dorn ihm, steil nach rechts abfallend, auf den gefalteten Zettel geschrieben hat. Ein Honorar ist für die Rasur, ein Honorar ist für Dorns Schweigen, das am Stuhl und das darüber hinausgehende, und das dritte Honorar ist für das, was Dorn aufschnappt, wenn Landow nicht im Laden ist, also meistens.

«Es gibt vertrauliche interne Sicherheitsüberprüfungen in Ministerien. Spürbare Unruhe bei einigen. Und etwas mit einem Spezialschiff. Taufboot? Konnte nicht mehr verstehen», steht jetzt da.

Soso, denkt Landow, wenn Dorn schon von den Überprüfungen weiß, können die ja so geheim nicht mehr sein. Taufboot? Ein Boot für Bootstufen oder was? Landow trinkt bei *Ossmann's* ein schnelles Bier und ein Ruckzuck-Kirschwasser hinterher und will dann rasch rüber Richtung Tiergarten, mal im jetzt halbverwaisten Büro vorbeischaun. Das gemeinsame Ermittlungsbüro in Zukunft allein führen zu müssen, weil Kompagnon Leo erst in die Ehe und dann in die Vereinigten Staaten desertiert ist, fühlt sich seltsam an. Er verbrennt die vermutlich nutzlose Information Dorns im Ascher und bestellt noch einen Ruckzuck-Kirsch gegen die Melancholie. Und für den Weg.

[...]